

„Ich wusste
nicht,
was das
heißt,
in dieser
weißen
Gesellschaft“



Positive Vorbilder haben gefehlt, als **Vanessa Spanbauer** in Wien aufwuchs. Vorbilder, mit denen sie sich identifizieren konnte. Nun ist sie auf dem besten Wege, selbst ein Role-Model zu werden.

Es wurde zu einem Statement. Vanessa Spanbauer sagt, in ihren journalistischen Beruf sei sie hineingerutscht, aber letztlich wurde es zu einer Art Botschaft. „Journalistin zu sein“, meint sie, „war das Anliegen, dass ich mit der deutschen Sprache auch etwas machen kann.“ In den Augen von Rassisten passt das nämlich nicht zusammen: eine Schwarze und der anspruchsvolle Umgang mit Deutsch. Ablehnung, Rassismus und Hass. „Ich habe das schon so viel gespürt“, sagt sie, „dass ich eine Stärke daraus entwickelt habe.“

Spanbauer, 28 Jahre jung, schält sich aus dem winterlichen Mantel und nimmt Platz am kleinen Tisch im engen, stilechten Café. Die Wienerin ist im 20. Bezirk aufgewachsen, in einem diversen Viertel, wo sie „nicht so arg aufgefallen“ sei. Da war der Sprung ins Gymnasium schon einschneidender, „groß und eigenartig“, wie sie sagt. Im noblen 19. Bezirk kam sie in eine Klasse, in die sie nicht ganz hineingepasst habe, da viele Kinder aus wohlhabenderen Familien stammten. Und dazwischen die schüchterne Schülerin mit anderer Hautfarbe, die nicht gerne gesprochen hat. „Viele haben gedacht, ich bin dumm.“ Einige wenige Lehrer förderten Spanbauer, sie entdeckte ihr Interesse an Geschichte, an Musik. „Mein prägendes Selbst war: nicht so sein können wie die anderen. Das wurde mir von außen immer vermittelt. Und das zu einer Zeit, in der man das nicht wollte. Nicht auffallen wollte.“ Spanbauer ist in einer weißen Umgebung aufgewachsen mit wenig Kontakt zum anderen Teil ihres Selbst. Das Schwarz-Sein habe sie immer dann erlebt, wenn sie Rassismus erfahren hat. Und es habe gedauert, sagt die junge Journalistin, bis sie gemerkt habe, dass ihre Selbstwahrnehmung wichtiger ist. Dass sie mit dem anderen Teil der Familie ebenfalls eine Geschichte verbindet. Erfahrungen. Themen wie Haare, Essen, Popkultur, wie sie sagt. „Es ist gut, so zu sein, wie ich bin, als Mensch, als Schwarze Frau.“

Doch was Vanessa Spanbauer zwischen dem Gymnasium und ihrem neuen Zuhause in Niederösterreich, wo die Familie hinzog, stets gefehlt hat, waren Vorbilder. Positive Role-Models. Menschen im öffentlichen Raum, mit denen sie sich identifizieren konnte. Welche Bilder gab und gibt es denn von Schwarzen Menschen in Österreich? Kriminelle, Prostituierte. Und diese Bilder werden stets gefüttert, sagt Spanbauer, in den Medien, im Fernsehen. Hinzu komme das Bild des Flüchtlings, der Krankheiten wie Ebola einschleppt. Und irgendwo zwischen all diesen Vorurteilen kommt die afroamerikanische Kultur vor,

Lizzo und Beyoncé, die cool sind, zu denen man aufschaut, die allerdings auch weit entfernt leben. Was es nicht gibt, das ist der Alltag. „Menschen, die leben, wie alle anderen auch. Arbeiter, Studierende. Wie viele Schwarze Menschen sind denn sichtbar als Juristen?“ Als Spanbauer im Jahr 2012 für das Stadtmagazin *Biber* einen Text über die schwarze Community in Österreich schrieb, stach sie damit gewissermaßen in ein Bienennest. Sie habe eben gemerkt, welche Resonanz dieser Text hatte, es kamen viele Zuschriften, die Leute schrieben ihr: Zum ersten Mal lese ich über mich. Es war einer dieser Momente, an dem sie merkte: Da fehlt etwas in der Medienlandschaft. Da muss sie weitermachen.

Doch Spanbauers Text fiel auch zusammen mit einem vergleichsweise raren Moment gesellschaftlicher Öffnung. Es war das Jahr des Fußballspielers David Alaba und mit ihm kam ein positiver Umschwung, ein Wechsel. „Da hat sich das Bild der weißen Gesellschaft auf mich im Alltag plötzlich verändert.“ Nur, lange habe der Alaba-Effekt nicht die Zeit überdauert.

Zwei Jahre nach ihrem *Biber*-Text kam Spanbauer zum Magazin *fresh – Black Austrian Lifestyle*. Zu dem Zeitpunkt hatte sie sich schon viel mit dem Thema beschäftigt, mit der Community, mit dem Einfluss der afroamerikanischen Kultur und Sprache („Allein die Meme-Sprache im Internet, diese Doppelverneinungen, hat sehr viel mit der Sprache Schwarzer Menschen in den USA zu tun.“) Bei Interviews merkte Spanbauer, dass sie sehr wohl einen anderen Zugang zum Alltag, zum Leben ihrer Gesprächspartner hatte. Dass sie Fragen stellte, die einer weißen Person wohl nicht einfallen würden. Zwischenzeitlich ist das *fresh*-Printprodukt zwar eingeschlafen, aber Spanbauer will es wiederaufleben lassen. Nebenher arbeitet sie für den Verein ZARA für Antirassismus-Arbeit. Sie macht ihren Master in Zeitgeschichte. Und sie berichtet und kommentiert in sozialen Medien über Themen, die sie bewegen. Sie identifiziert sich als Schwarze Frau, erzählt sie. Das sei früher nicht der Fall gewesen: „Ich wusste nicht, was das heißt, in dieser weißen Gesellschaft.“ Es hört sich an, als ob Spanbauer jene Vorbilder suchen und vor den Vorhang bringen will, die sie selbst nicht hatte. Und vielleicht selbst ein Vorbild werden. „Ich kann nicht nichts tun“, sagt sie zum Abschied, als draußen vor dem Café der Abend schon dämmt. Und sie zitiert einen Satz, der sie seit geraumer Zeit beschäftigt: „Es reicht nicht, nicht rassistisch zu sein. Man muss *antirassistisch* sein.“